

Rainer Maria Wöelki, der neu ernannte Erzbischof von Berlin und das „Opus Dei“

von Peter Hertel, Hannover

Drei Jahre, nachdem der Kölner Kirchenfürst, Joachim Kardinal Meisner, in der Priesterschmiede des Opus Dei einen Vortrag halten durfte, kam dort auch sein geistlicher „Ziehsohn“ zu Ehren: Rainer Maria Woelki erlangte in der *Pontificia Università della Santa Croce*, der Universität des „Gotteswerkes“ in Rom, den Dokortitel. Als neu ernannter Erzbischof von Berlin konnte Woelki (54) bei seinem ersten Auftritt in der deutschen Hauptstadt nur „Gutes,“ über das Opus Dei berichten. Ja, es habe ihm „schon ein bisschen wehgetan“, wie das „Werk Gottes“ von seinen Kritikern diffamiert werde. Die katholische Kirche sei „ein lebendiger, verzweigter Verein“, in den sich das Opus Dei gut eingefunden habe.

Kritiker dagegen sehen in der erzkonservativen Prälatur die mächtigste katholische Organisation, die nicht zuletzt wegen ihres Kapitals starken Einfluß auf die katholische Kirchenpolitik ausübe. In der Tat hat sie unter den Päpsten Johannes Paul II. und Benedikt XVI. wie kein anderer Trupp in der vatikanischen Zentrale Schlüsselposten besetzen können. Selbst ansonsten brave katholische Gläubige meinen außerdem, sie schade ihrer Kirche wegen eines skandalösen Sündenregisters: Geheimniskrämerei; rigides Innenleben, dubiose Werbemethoden, Indoktrination Minderjähriger; Nähe zum Faschismus; Verwicklung finanziell versierter Mitglieder des Gotteswerkes, das im spanischen Ursprungsland auch „Santa Mafia“ genannt wird, in kriminelle Geschäfte.

Für den neuen Berliner Oberhirten, einen über seine Erzdiözese Köln hinaus kaum bekannten Weihbischof, basiert solche Kritik auf „Romaninhalten“. Den wohl bekanntesten dieser Krimis hat der amerikanische Thrillerkönig Dan Brown geschrieben. Das Opus Dei, das im Mittelpunkt seines *Da Vinci-Code* stand, schreckte darin selbst vor Mord nicht zurück. In Browns Romantopf wirft der Apologet Woelki, der bald ins kardinale Oberhaus aufrücken dürfte, offenbar auch diejenigen, die akribisch eherne Gesetze und goldene Netze enthüllen – manchmal sogar mit kriminalistischem Spürsinn.

Der war beispielsweise angebracht, um die Dissertation Woelkis zu erspähen. Sie war in Deutschland nur im Online-Katalog der Kölner Diözesanbibliothek zu entdecken: „Die Pfarrei: Ein Beitrag zu ihrer ekklesiologischen Ortsbestimmung“.

Unmittelbar nach Woelkis Ernennung war sie noch ausleihbar. Aber drei Stunden später war sie „irgendwo im Haus“ verschwunden. „Zwei bis drei Wochen“ müsse der Leser gewiß warten, orakelte ein Archivar.

Tags darauf spürten jedoch journalistische Detektive in der römischen Universität ein weiteres Exemplar auf, was schnell bekannt wurde. Nun war binnen weniger Stunden das verschwundene Exemplar von Köln wieder da. In dem schmalen Bändchen schildert Woelki auf 304 Seiten die Pfarrei als Teil einer autoritär gelenkten männlichen Priesterkirche, in der die Frauen in den Kniebänken verbleiben sollten – ein Klerikalismus, den er auch als Regionalbischof beibehielt: als eine Pfarrei in Wuppertal, das zu seinem Pastoralbezirk gehört, zu einem Gottesdienst mit ihm auch Messdienerinnen eingeteilt hatte, wurden sie gebeten, ihre langen Haare nach hinten zu kämmen. „Wir sollten wie Jungen aussehen“, klagte hinterher eine 16jährige Gymnasiastin.

Ungeklärt blieb, ob das verschwundene Exemplar vor missliebiger Prüfung geschützt werden sollte. In Deutschland ist es ja eine Art Volkssport geworden, Doktorarbeiten zu durchforsten, seitdem Plagiatoren wie der Bundesminister von und zu Gutenberg enttarnt werden. Jedoch wären Dokortitel, die beim Opus Dei erworben wurden, unter deutschen akademischen Standards kaum zu packen. Der englische Priester Vladimir Felzmann, ein Vertrauter Escrivás, der selber einen solchen Titel erhalten hatte, gestand nach seinem Austritt aus dem Opus Dei: „Es ist heute also im Opus Dei möglich, einen Dokortitel zu bekommen, der so etwas wie Kosmetik ist.“ Das Werk habe nämlich einen strikten „Index verbotener Autoren“, der auch an seinen Universitäten gelte. So sei es möglich, „Doktor zu werden in Philosophie und Theologie, ohne daß man die sozusagen bösen, schlechten Autoren gelesen hat“, die man an den üblichen Universitäten nicht „umgehen“ könne.

An das krude Opus-Regelwerk sind auch Universitätslehrer gehalten, zu denen Georg Gänswein, Papst Benedikts Sekretär, gehörte. Als Dozent unterrichtete er klerikale Opus-Novizen - nicht nur künftige Opus-Priester, sondern auch Diözesankleriker, die nicht mehr *Mitglieder* des Werkes werden, aber seiner Priestergesellschaft beitreten können und dann insgeheim für das Opus Dei wirken.

Der Vorläufer der römischen Universität befand sich an der Opus-Universität im spanischen Pamplona. Dort hat Joseph Ratzinger, heute Papst Benedikt, die theologische Ehrendoktorwürde erhalten. Vater Escrivá, so die ehemalige spanische Opus-Leiterin Maria Angustias Moreno, habe einst programmiert, dass seine

Werkskinder möglichst viele „Universitätslehrstühle“ errichten oder erwerben sollten: „So sind wir imstande, unseren Leuten, ohne daß sie Prüfungen abgelegt haben, Karrieren, Titel, Doktorgrade und viele Orden zu verschaffen, die viele Menschen zu unserem Apostolat locken werden.“

Bei seinem Besuch in der deutschen Hauptstadt wird Dr.h.c. Ratzinger, heute Papst Benedikt, mit Dr. Woelki, assistiert vom Dozenten a.D. Gänswein, den Katholizismus repräsentieren. Ob die drei Geistlichen der Opus-Priestergesellschaft angehören oder anderweitig im Sinne des heiligen Escrivá seinem Apostolat dienen, wird im Dunkeln bleiben. Denn während die Opus-Priester als solche öffentlich geweiht werden und schon deshalb bekannt sind, bleiben die Namen der Diözesanpriester, die sich der Priestergesellschaft anschließen, in der Regel geheim.